

(Nachdruck verboten.)

## 15] Am häuslichen Herd.

Roman von Iwan Franko.

„O Gott!“ ächzte er mit schwacher Stimme. „Was ist mir geschehen, wo bin ich?“

„Nichts wichtiges. Sie sind hier auf dem Glätteise ausgeglitten.“

„Ach so, ich habe mir den Kopf verletzt. O Gott!“

„Nun versuchen Sie, ob Sie aufstehen können,“ sagte der Hauptmann ihn aufrichtend.

Doch der Alte wackelte und wäre wieder gefallen, wenn ihn die Anwesenden nicht gehalten hätten.

„Nein, nein, es geht nicht, mir fehlt die Kraft dazu!“ ächzte der Alte.

In diesem Augenblicke nahte der Polizeimann, und als er von dem Unfall hörte, schickte er schnell nach einem Wagen, um den Alten ins Spital zu bringen, notirte den Namen des fahrlässigen Hausmeisters und sich dann an den Hauptmann, als dem Hauptzeugen wendend, bat er um seinen Vor- und Zunamen.

„Hauptmann Anton Angarowicz! Ich wohne hier in der Bäckerstraße Nr. 4.“

Während der Polizeimann notirte, begann der Alte bei der Nennung dieses Namens sonderbar zu zittern. Er wackelte mit dem Kopfe, wie ein kleines Kind, das zu weinen beginnt, bewegte die Lippen, als wollte er sprechen, doch die Stimme versagte ihm. Wiederholt versuchte er sich aufzurichten, doch es gelang nicht. Von den Anwesenden bemerkte niemand diese Zeichen, die Aufmerksamkeit aller wurde vom Hausmeister in Anspruch genommen, der mit weinender Stimme dem Polizeimann die Sache auseinandersetzte und gleichzeitig seine Frau mit gemeinen Schimpfworten überhäufte, weil sie vorgeblich seinen Befehl, die Straße mit Sand zu beschütten, nicht ausgeführt hätte und daher an allem Schuld wäre. Unter dieser Schaar von Leuten, die die Neugier, die Spektakel- und Standallust hier versammelt hatte, sah der Greis mitten auf dem Trottoir ganz unbeachtet da. Sein bleiches, elendes, blutbedecktes Gesicht hatte den Ausdruck einer verzweifelten Anstrengung, etwas thun oder sagen zu wollen und zugleich des Schreckens darüber, daß er es nicht thun konnte. Er hatte das Aussehen eines Mannes, der an einer menschenleeren Stelle in einen tiefen Brunnen gefallen, und genau wußte, daß er ohne fremde Hilfe nicht hinaufkommen kann, zugleich aber einsehen mußte, daß all sein Rufen vergeblich war.

„Sie sind der Hauptmann Anga . . .“

„Ja, Angarowicz. Kennen Sie mich?“ Der Greis bewegte verneinend den Kopf und machte dabei mit der Hand eine krampfartige Bewegung, daß er sprechen möchte, es aber nicht vermöge.

„Wo haben Sie sich verletzt?“ fragte der Polizeimann, zu dem Alten tretend.

„O, da, da!“ ächzte der Greis, auf Gesicht und Stirne weisend, wo jetzt eine große blutunterlaufene Wunde zu sehen war.

„Sind Sie ein Hiesiger?“

„Nein, kein Hies . . .“

„Wie heißen Sie?“

„Mi—Mi—Michael“

Den Familiennamen konnte er nicht mehr aussprechen, da er nochmals ohnmächtig wurde.

„Bringen Sie ihn schnell ins Spital,“ sagte der Hauptmann zu dem Polizeimann gewendend, „sonst stirbt er uns hier auf der Straße. Er ist augenscheinlich sehr schwach, vielleicht sogar hungrig, sollte er etwas benötigen, so bitte kaufen Sie es für ihn.“

Und er gab dem Polizeimann einen Gulden. Die übrigen legten auch etwas Kleingeld dazu. Inzwischen fuhr der Wagen vor, der Polizeimann ließ den armen Ohnmächtigen in den Wagen heben, setzte sich neben ihn und ließ sich nach dem Spital fahren.

Dieses Abenteuer, das übrigens auf dem Bemberger Pflaster nichts Ungewöhnliches war, lenkte die Gedanken des Hauptmanns in eine andere Richtung. Das Bewußtsein einer erfüllten Nächstenpflicht gab ihm neue Kraft und frischen Muth. Trotz der bereits angebrochenen Dunkelheit ward es

heller in seinem Gemüth, und er begann sich bereits Vorwürfe darüber zu machen, daß er vorher seine Familienverhältnisse durch eine schwarze Brille betrachtet und Geheimnisse und Räthsel dort vermuthet hatte, wo keine vorhanden waren.

„Das wird sich alles geben, Anton!“ — sagte er im Selbstgespräch, — „alles wird wieder gut werden, vielleicht sogar besser, als Du's selber hoffst. Nur Ruhe, und keinen unnötigen Lärm schlagen! Nur nichts überstürzen! sagte der Töpsler, als ihm der Wagen mit den Töpfen in den Straßengraben umstürzte. Vor allem mußt Du Dich selbst hüten, etwas zu thun, was Du später bereuen müßtest!“

Auf diese Weise philosophirend und moralisirend wandte sich der Hauptmann von der Bäckerstraße gegen die Stadt. Er wußte zwar nicht, wohin er sich wenden sollte, doch zum Nachhausegehen fühlte er weder Lust noch Verlangen. Am Bernhardenplatz wandte er sich in die Haliczergasse, kam dann weiter auf den Ringplatz, die Tribunalgasse und bei der Hauptwache vorüber auf die Karl Ludwigstraße. Er wählte die Straßen, die am hellsten beleuchtet und die belebtesten waren. Von der Karl Ludwigstraße kam er auf den Marineplatz, dann auf die Akademie-Gasse und nachdem er eine Stunde so herumspaziert, die Schaufenster betrachtet, die Titel der in den Buch- und Antiquar-Läden ausgestellten Bücher gelesen, und eine Menge unverständlicher Gesprächsfragmente belauscht hatte, war er, ohne selbst zu wissen wie und wann, auf der Fredrogasse vor dem Offizierskasino angelangt. Jetzt erst erinnerte er sich daran, daß er eigentlich gleich beim Herauskommen auf die Straße den Vorsatz gehabt hatte, ins Kasino zu gehen, um von Hedlich eine Erklärung der ihm in seinem eigenen Hause zugesügten Beleidigung zu fordern.

Es war kaum sechs Uhr. Das Kasino war noch beinahe leer, nur im Billardsaal spielten zwei junge Reserve-Offiziere eine Partie, die Karambolzahlen laut aufrufend. Beim Eintreten des Hauptmanns salutirten beide und wandten sich gleich wieder ihrem Spiele zu, hörten jedoch mit dem lauten Rufen auf. Eine Leere wehte dem Hauptmann an aus den großen öden Sälen, mit den schablonartig aufgestellten Stühlen, mit den Zeitungsbältern, die wie weiße Leichen im Leichenhause neben einander lagen mit den lackirten, rauchgeschwärzten Plafonds. Unmittelbar vor dem Eintritt des Hauptmanns hatte der Diener erst zwei oder drei Gaslampen angezündet, so daß die Winkel des geräumigen Saales in Halbdunkel gehüllt waren. Der Hauptmann legte Mantel und Säbel ab, setzte sich an den Tisch und begann, die Blätter zu lesen, wobei er vor allem nach den Bemberger Zeitungen griff, die er seit fünf Jahren nicht vor die Augen bekommen hatte. Obwohl nichts Besonderes und nichts Interessantes darin zu lesen war, las er sie doch von A bis Z, nicht einmal die Annoncen auslassend. Er wollte auf diese Weise die Physiognomie der Stadt, ihrer Einwohner, ihrer Geschäfte und ihrer Geschmacksrichtung in seinem Geiste aufzeichnen; er verglich die Gegenwart mit der nicht weit entfernten Vergangenheit. Jeder Name, den er las, rief ihm etwas Bekanntes ins Gedächtniß, einen Freund, einen Schulkameraden, einen Professor, einen Arzt, eine Firma, einen Schuster, der ihn mit Stiefeln versah, einen Schneider, der ihm in seinen Universitätsjahren so häufig zu kreditiren pflegte, eine Obsthändlerin oder eine zantfältige Nachbarin, mit der er als kleines Kind Schabernack getrieben.

Jeder Straßennamen weckte neue Erinnerungen in ihm. Er lächelte ihnen zu, wie alten Bekannten, denen er unter Fremden begegnete. Zudem er diese todtten Buchstaben, Worte und Sätze las, trachtete er nicht einmal danach, ihren logischen Zusammenhang, ihre Bedeutung und ihren Inhalt zu erfassen, aber statt dessen durchlebte er, gleichsam im Kaleidoskop, die verschiedensten heiteren und traurigen, angenehmen und unangenehmen Episoden seines Lebens.

Nach und nach begann sich das Kasino mit Offizieren zu füllen. Sie kamen gleichmäßigen Schrittes, „schneidig“, hoch aufgerichtet und auf preussische Art mit den Säbeln und Sporen klirrend. Sie begrüßten einander salutirend und mit kurzen Worten: „Servus!“ „Wie geht's Dir?“ Die meisten versammelten sich im Speisesaale, von da gingen sie entweder in den Billardsaal oder in den lauten „Himalen, mit



grünen Tischchen dicht besetzten Spielsaal. Nur wenige traten in die Leschalle. Da der Hauptmann mit dem Rücken gegen die Thür saß, so machten diejenigen, die hier eintraten, die Kunde um den Tisch, um unter dem Vorwande, daß sie die Blätter durchsehen oder etwas suchen wollten, ihm ins Gesicht zu schauen. Als sie ihn erkannten, murmelten sie ein „Servus!“, nahmen das erst beste Blatt und verzogen sich eiligst, ohne ihn anzusprechen. Später hörten sie damit auf, und obwohl sich in der Leschalle schon viele Offiziere befanden, reichte ihm keiner die Hand, wie auch keiner von ihnen ihn anredete, oder sich zu ihm setzte. Einige entfernten sich mit den Zeitungen in andere Zimmer, andere setzten sich zu anderen Tischen oder in abgelegene Winkel des Saales. (Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Nun hat es doch noch ein erfrischendes Frühlingsgewitter gegeben. Man denke, im ruhig sterbenden Parlament brauste es ein letztes Mal auf.

Ein richtiges Gewitter, und die goldenen Rücksichtslosigkeiten saufen dicht nieder. Das war auch ein Trompetenton, der zur Sammlung rief. Es sonderten und sammelten sich die Geister, und der behutsamste Bennigen konnte mit tausend Weinn und Aber nicht mehr die Klarheit, die geschaffen ist, verwirren. Es ist immer mißlich, sich nach rechts wie nach links verbeugen zu wollen, wenn die Meinungen schroff aufeinanderplagen. Man kann es August Bebel nachfühlen, daß ihn während der dreißig Jahre seiner parlamentarischen Thätigkeit keine Verhandlung mit solcher Lust erfüllte, wie die vom letzten Freitag.

Zu fünfzig Jahren nichts gelernt und nichts vergessen! Fünfzig Jahre, sollte man meinen, seien auch für die Nachsicht genug, daß sie sich erschöpfe, daß sie eine geschichtliche Nothwendigkeit nicht lieben, aber begreifen lerne. Und da fliegt das Wort vom Gefindel auf. Habt Dank für dieses Wort!

Wo war jemals das Wort denen erspart, die eine verrostete Welt aus den Angeln heben wollten? Und immer hat es gute Dienste gethan. Immer war der innere Werth der Beschimpften gestiegen und Bettelkleider wurden zu Ehrengewändern.

Es ist doch etwas Anderes um solche rückhaltlose Aussprüche, als um den Kampf wegen eines Opferkranges im sädischen Parlament. Oh, du staatsgefährlicher Kranz! Würdig ist die Märzfeier verkauft, nicht nur bei uns. Es war ein Erinnerungsfest und innerer Sammlung gewidmet; mit erstem Geldbnis, nicht in lärmender Sensation feiert man seine Todten. Keine Ausschreitung ist irgendwo vorgekommen, und man hätte sie gewiß gerne gesehen und aufgebauscht. Aber die Stadt Berlin durfte offiziell keinen Kranz niederlegen, dieselbe Stadt, die vor fünfzig Jahren zum ersten Male aus der Enge einer Hof- und Residenzstadt emporwuchs; dieselbe Stadt, für die damals das Fundament zur zukünftigen Größe geschaffen wurde. Die Wirkung läßt man gelten, weil man muß. Aber nennt nicht die Ursache, beide nicht die Ursache.

Oh, magistratliche Herrlichkeit, wohin bist du verschwunden! Man hat sich geduckt, aus Diplomatie! Und man wurde diplomatisch von Tag zu Tag. Man lebt ja nicht auf einer Insel. Man muß ja doch mit den Behörden verkehren. Man beizte sich nachzugeben, gewiß in der geheimen Hoffnung, daß auch die herrschende Bureauratie dem Magistrat, der sich im Eilschritt nach rückwärts konzentrierte, einiges Entgegenkommen beweisen werde. Aber Jammer und Enttäuschung. Die Diplomatie war umsonst verthan. Es war den Schlanen keine Demüthigung erspart.

Die Geschichte vom gefährlichen Kranz der Stadt Berlin ist beinahe komisch zu nennen; sie ist im ganzen Verlaufe der Sache des satirischen Griffels werth; sie ist wihblattreiß, als Wahrzeichen einer allzeit beschwichtigenden Diplomatie, die vor lauter Beschwichtigungswuth und vor lauter Büdingen zum Schlusse erst merkt, daß ihr ein Gesperrhut ausgerichtet wurde. Das ist wunderbar; die einen blasen zur Sammlung und mit anerkennenswerther Offenheit pochen sie auf ihr reaktionäres Recht. Die anderen möchten aber auf diplomatischen Sohlen daherschleichen und nur ja nicht unnöthig verletzen. Wohin das führt, das hat nicht zum wenigsten die Geschichte vom gefährlichen Stadtkranz bewiesen. Sie ist das lehrsam lustige Nachspiel zum Ausgange des Kalenderwinters und zum Beginn des Frühjahrs von 1898. Es ist, als vereinigten sich die Herrschaften der Reaktion zu einem Ringelreihen, zu einem Bund, der wider das eigene Bewußtsein und wider den eigenen Willen den vorwärtsdrängenden Kräften hilfreich beisteht. Ihr Scheltwort wird zum Preis, ihr Fluch zum Segen.

So manches ist lehrsam in seiner Komik. Während der traurige Ausgang eines Duells, der Tod des bürgerlich-radikalen Politikers Cavalotti in Italien eine heftige Bewegung gegen den Zweikampf wachgerufen hat und die öffentliche Meinung dort andauernd beschäftigt, ist bei uns ein komischer Zwischenfall passiert, den man nicht widerwilliger sich denken kann. Der durchgefallene Schüler fordert den präsensden Lehrer. Ist das nicht die Tollheit in der Methode der Duellirwuth? Das hat man von den besonderen Ehrbegriffen für Stände, die unter Ausnahmebedingungen existiren. Bei solchen Ehrbegriffen bildet sich

ein immer schärfer zugespitztes System aus. Ausnahmementlich zu sein, das schmeichelt und verleihet ein Höhenbewußtsein, das leicht zur Karrikatur wird. Bei einem Stand fängt es an, die Nachhaffer sind bald zur Stelle. So ist es mit unseren geschichteten Referendaren und Studenten gekommen; so gedieh man weiter zu den Forderungen, die von Angeklagten an ihre Richter ergingen; und mit der lächerlichen Duellforderung im Lehrsaal ist der Zustand einer Ueberreizung erreicht, die wie ein groteskes Zerrbild wirkt. Der Bramarbas und Eisenfresser auf der Schulbank hat uns noch gefehlt.

Die befreiende Komik rührt sich zur Zeit auch an anderen Orten; und es ist possirlich mit anzusehen, wie die strengen Eiferer sich häutig verwandeln können. Ja, das frühlingswarme Leben thut Wunder. Selbst die gallische Heiterkeit ist wiedererwacht, und die Todtengräber, die in deutschen Zeitungen schon seit vielen Wochen bis zum Gtel erklärt haben, die Bevölkerung von Paris sei der Rohheit und dem Stumpfthum unrettbar verfallen, wissen nicht, wie ihnen geschah. Am Mittlasten in dieser Woche waren in Paris wiederum die lustigen Geister losgelassen. Also trauert ganz Paris doch nicht in Staub und Asche! Sieh, sieh, wer hätte derlei dem „flintenden Böbel“ zugekraut, von dem wir Tag für Tag so grenliches lesen mußten. Sodom und Gomorra ist noch nicht vom Erdboden wegesezt, und die fanatisirten brüllenden Massen, die im Soloprozess aufmarschirten, können sich ganz karnevalistisch amüsiren. Und die leidenschaftlichsten unserer Herren Korrespondenten haben sie doch als das jammervollste Gefindel eingezargt. Und nun veranstaltet dies Gefindel nach alter Ueberlieferung die spaßhaftesten Umzüge! Man ist so vorurtheilsfrei, sich über Schwächen im eigenen öffentlichen Leben lustig zu machen, und Paris lacht. Paris lacht wieder! Ganz und gar ungravitatisch. Das Gefindel hat wieder Humor, und sein Humor ist ziemlich dreist, das muß man sagen. Er wagt sich an die Gerichtsbarkeit und an den Säbel heran. Er ulkt auf offener Straße, in nachkarnevalistischer Laune über die Richter mit „gebundener Marschronte“, über ein Verfahren, das die Geheimniskrämerie fördert, anstatt der Oeffentlichkeit recht zu geben. Er ulkt über seine Offiziere, die sich's am Eidschwur nicht genügen lassen, sondern vor Gericht pathetisch ihr Ehrenwort verpfänden, das besondere Ehrenwort eines Ausnahmestandes. Und der lustige Zug wurde von keiner absynthdustenden, heiser schreienden Böbelhorde umringt und attackirt, und der Himmel ist nicht eingeführt! Nur die Polizei fand den Wis ungehörig. Ihr wurde es ein bißchen ungemüthlich. Allerdings, die Polizei hat ein uralt heiliges Vorrecht, das laute Gelächter und den tollen Spaß zu hassen. Die Polizei läßt sich nicht zum besten haben und duldet es auch nicht gern, daß andere ernste Güter angeulkt werden. Aber merkwürdig bleibt es doch: die Laubfrösche und die Zeitungspropheten scheinen in diesem Jahre wenig Glück zu haben.

Die berufenen und ungerufenen Signalbläser zur „Sammlung“ strengen sich nebenher ebenfalls im Prophezeien fürchterlich an. Sie reklamiren „das Volk“ für sich. Sie zählen im Geist schon die mächtigen Reihen der „Gesammelten“. Mit Macht werde ihr Frühling kommen, rufen die Agrarier und ihre Verbündeten bis zu den armen Bedrängten um Herrn von Bennigen. Aber der Haß ist nicht selten ein schlechter Berather. Er brach so ungeberdig in diesen Tagen hervor, und nicht wenige verlegneten den Boden, in dem sie doch wurzeln, und ihre Vergangenheit so sehr, daß man wohl sich wundern dürfte, wie sie so verblindet sein konnten. Sie klagen andere der haßersfüllen Ausbrüche an und sie selber verlieren die Fähigkeit, nur halbwegs gerecht über jene Ereignisse zu denken, die zu den Anfangsstadien des modernen Staates geführt haben. Ihr Haß, den sie gerade zur Zeit der Märzwinde so deutlich kundgegeben haben, ist ebenalls ein Sammelruf von Bedeutung. Die Frühlingssonne wird ja alles an den Tag bringen!

Alpha.

### Kleines Feuilleton.

h. d. Lichtstrahlen. Das Dienstmädchen saßte seine Hand und zog ihn durch den dunklen Vorflur. Dann stieß es eine Thür auf und schob ihn in das Zimmer. „Ach!“ sagte Tante Agnes, „der kleine Paul!“ Sie stand vom Stuhl am Fenster auf und kam ihm entgegen. Er ging auf sie zu, ihr die Hand entgegenstreckend. „Nicht auf den Teppich,“ rief sie erschrocken. „Hast Du Dir denn Deine Stiefel ordentlich abgetreten?“ fragte sie freundlich lächelnd und klopfte ihm die Backen. Wie schön weich und warm ihre Hände waren! Seine Augen leuchteten vor Stolz auf. Es war seine Tante. „Ja, gewiß!“ antwortete er. „Na, dann laß Dich doch mal näher anschauen!“ sagte sie und führte ihn nach dem Fenster. Dort saß ein junges Mädchen. Sie hatte die Stores und die darüberfallenden schweren, dunklen Gardinen zurückgeschlagen, sodas eine kleine Ecke des Zimmers, das im lauen Dämmerlicht eines trüben Märztags lag, erhellt wurde. Auf ihrem Schooß lag eine krebsrothe Huijorn, auf die sie mit schmalen, zarten Fingern Federn und Blumen hielt. „Aber Paul!“ sagte sie; „jeder Tritt von Dir ist ja zu sehen! Du hast Dir doch die Stiefel nicht abgetreten!“

„Doch!“ antwortete er. Er wurde ganz roth und zwinkerte mit den Augen. Die Schuhe sind aber entzwei, und nun kommt das Wasser heraus.“ „Na, ich verstehe Deine Eltern nicht!“ sagte sie. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Nachdem alle ein Weilschen



geschwiegen, fragte ihn die Tante: „Was hast Du denn da?“ Er reichte ihr den Brief hin, den er in der linken Hand gehalten hatte. Tante Agnes sprach so lieb. Sie würde ihm gewiß die zwanzig Mark geben, um die seine Mutter in dem Brief bat.

Die Tante öffnete den Brief nicht gleich, sondern fragte: „Wie geht es denn zu Hause? Ist Deine Schwester noch nicht gesund?“ — „Nein, der Arzt meint, es dauert noch mehrere Wochen, bis sie wieder nach der Fabrik gehen kann.“ „Und Dein Vater?“ „Der hat wieder Arbeit, aber er verdient jetzt bloß achtzehn Mark in der Woche. Und nun ist Martha noch krank, und der Birth will doch wenigstens die Miete vom vorigen Monat. Sonst ermittelt er uns.“

Tante Agnes schüttelte den Kopf: „Ich verstehe immer noch nicht, wie Deine Mutter so einen einfachen Arbeiter heirathen konnte! Na, ich werde mal den Brief lesen, mein lieber Junge!“ fügte sie hinzu, indem sie ihm lächelnd über das Haar strich. Ihn durchschauerte es bei ihrer Liebenswürdigkeit. Gewiß, sie würde ihnen helfen! Vor Dankbarkeit und Unterthänigkeitsgefühl hätte er beinahe geweint. Doch da kam ein großer, dicker Junge ins Zimmer gerannt. Der zog ihn an das zweite Fenster und zeigte ihm viele Bücher mit bunten Bildern. Er sah nur halb hin und lauschte auf die Worte der Tante. Sie las ruhig den Brief und sprach dann mit ihrer Tochter, die meinte, sie müsse neue Federn auf den Hut haben. „Ja gewiß, morgen geben wir so wie so einlaufen. Ich muß Papa'n einen Ring zum Geburtstag schenken. Den wünscht er sich schon lange. Bierzig Mark muß ich schon anwenden.“

„Ja.“ Durch das gleichmäßig fahle Licht des Märztages bohrte sich plötzlich ein Sonnenstrahl. Er streifte die Tante und erleuchtete das Buffet. In dem Liqueur, der neben Kuchen und gelben Orangen stand, schimmerte es auf. Paul schloß es, trotz der lauen, dämmerigen Wärme im Zimmer. Er schluckte mehrmals unwillkürlich, doch der leere Magen zog sich immer krampfhafter zusammen, und die Nässe in den Stiefeln kälte so. „Ja, nicht wahr? Bierzig Mark? So dachte ich auch“, sagte Tante Agnes. Dann wendete sie sich zu Paul: „Ja, sag' nur Deiner Mama, es thäte mir sehr leid, aber es geht jetzt leider nicht. Wir haben so notwendige Ausgaben. Es thäte mir sehr leid, sehr leid.“

Der Sonnenstrahl strich über ihre Stirn. Dann versank wieder alles in dem trahlen Grau des trübten Märztages. —

— Der Gendarm und die — Mühe. In Dingsda — so schreibt man der „Tägl. Rundschau“ —, einem sehr kleinen Orte in einem sehr großen deutschen Staate, herrschte kürzlich nicht geringe Aufregung. Der dortige Gendarm hatte vierzehn Tage Urlaub erhalten, konnte aber nicht reisen, weil er — keine Mühe hatte. Wie ist das möglich, fragen Sie? Auch ich wußte keine Antwort, wenn mir nicht der Herr Bürgermeister folgende sachkundige Aufklärung gegeben hätte: Unsere Gendarmen dürfen ihres Amtes nur im Helme walten. Selbst in dienstfreien Stunden ist ihnen das Tragen einer Mühe verboten, ja sie dürfen eine solche nicht einmal auf ihre eigenen Kosten anschaffen. Nur des Nachts im Bette darf der Helm abgelegt werden, sonst schmücdet er des Gendarmen Haupt von früh bis spät (und, wie ich hinzusetzte, verrieth den Mann der gesetzlichen Ordnung schon von weitem allen Sündern). Anders dagegen, wenn ein Gendarm in Urlaub geht; dann darf er keinen Helm, sondern muß eine Mühe tragen. Woher nun diese nehmen? Sehr einfach! Es ergeht in solchen Fällen ein Dienstschreiben an das Kommando der Gendarmerie in der Hauptstadt, dem die Kopfwerte des Gendarmen beigelegt wird, und das Kommando sendet dann aus seinen Beständen eine Mühe, die der Beglückte nach Wiederantritt des Dienstes fein säuberlich nebst Dienstschreiben zurückreichet. Unser Dingsda liegt nun einige hundert Kilometer von der Hauptstadt, und so muß unser Gendarm etwas lange warten, bis er die Mühe erhält und den Urlaub antreten kann. —

— Gefährliche Frauenkleider. Den New-Yorker Zollbeamten lag kürzlich die Frage vor, wie Gewebe, denen durch einen Uebergang von Celluloid unter Verwendung von Seide ein seidenartiges Aussehen gegeben wird, zu klassifizieren seien. Man entschied sich dahin, von derartigen Stoffen, wie wenig Seide sie immer enthalten mögen, Seidenstoffe zu fordern. Gleichzeitig wird aber von der Zollbehörde darauf hingewiesen, daß es für Frauen gefährlich sei, Kleider aus den erwähnten Stoffen zu tragen. Komme eine Frau mit einem solchen Stoffe in den Regen, so müsse sie gewärtig sein, daß es ihr vom Leibe falle, und komme sie einem Feuer oder auch nur einem brennenden Strohholz zu nahe, so müsse sie bei der Leichtigkeit, mit der Celluloid explodire, gewärtig sein, in die Luft zu fliegen oder wenigstens, ehe ihr jemand Hilfe bringen könne, von einem Flammenmeere eingehüllt zu sein. —

### Theater.

Das Bellealliance-Theater wollte ebenfalls seine Ibsenfeier haben; und so führte es gleich das umfangreichste Drama Ibsen's „Kaiser und Galiläer“ auf. Stolz lieb' ich den Spanier. Alles oder nichts, sagt Direktor Drescher mit dem Dichter selber.

Eine Seele, die für Freibillets dankbar ist, also eine gutmüthige und devote Seele, wird den hohen Wagemuth des Direktors preisen. Es ist ein gutes Geschäft. Man zahlt pünktlich mit Neklame. Ein anderer wird sprechen: Laß deine Hände davon! Es wird so viel eltes Zeug bei der gegenwärtigen Ibsenfeier zu Tage gefördert, daß Blumenthal's Wortwiz: Bei mir wird Ibsen im „Weißen Röhl“

(das Kassenstück des Lessingtheaters) gefeiert, als Aufrichtigkeit erquickt.

„Kaiser und Galiläer“ ist eine dramatische Dichtung, die mit Gedankenfracht überladen ist. Man muß solchem Werk Gewalt anthun, will man's für einen Theaterabend zurechtschneiden. Warum dann also eine Feier, die das Gegenheil einer Erbrung ist? Und welche inneren Berührungspunkte haben das Bellealliance oder das Schiller-Theater mit Ibsen. Das ist Großmannsucht.

Im Mittelpunkt des Dramas steht die überragende Gestalt Julians, des Abtrünnigen. Ein jankisches Drängen lebt in ihm, und die Tragödie einer Uebergangsnatur wird an ihm erfüllt. Er müht sich irrend und vergebens. Er glaubt, den Galiläer überwinden zu können und wird selbst überwunden. Alle inbrünstige Sehnsucht nach dem „dritten Reich“, das statt der Lehre der Ent-sagung Freiheit und Sonne bringen soll, kann dies Reich nicht verwirklichen. Die Zeit ist noch nicht reif, es zu erfüllen. Ein Scheinlicht, ein Zerflämmchen ist es, das Julian zum sonnigen Heidenthum der Hellenen zurückführt. Das Kreuz hat gesiegt.

Ich sah die zweite Vorstellung dieses Dramas am Freitag. Das Hans war nur schwach besucht. An dichterischem Reiz und an dichterischer Tiefe steht es für mich dem „Brand“ und dem „Peer Gynt“ nach. Umfassend aber im weitesten Sinn ist die geistige Ueberschau, die es gewährt. Was soll aber ein bescheiden-bürgerliches Durchschnittspublikum in unserem Theater damit. Es folgt mit dumpfem Gefühl und wird eigentlich nur bei den stark-dramatischen Momenten, die bei Ibsen trotz aller Reflexion durchbrechen, wachgerüttelt.

Der Gast, Herr Wiede vom Dresdener Hoftheater, war der Anstrengung nicht gewachsen. Er wurde im dritten Akt heiser. Und die Uebrigen? Sie leisteten ihr Bestes, wie es im Münchberger Trichter für die Dugendkritiker und solche, die es werden sollen, ebenso praktisch als schön heißt. Wenn nur aber das Beste so blutwenig ist? —

### Musik.

—er— Konzerte. Fändel's „Samson“ bildete das Programm des dritten und letzten diesjährigen Konzertes des philharmonischen Chores, dessen Leiter, Herr Ochs, die über die normale Aufnahmefähigkeit weit hinausreichende Originalpartitur so wohlthunend gekürzt hatte, daß ein ungeschultes Interesse der Auf-führung erhalten blieb. Den Titelfeldern sang der Münchener Kammer-sänger Vogl mit rührender, hoheitsvoller Resignation, aber leider auch mit solch verwelltem Tone und rhythmischer Breitspurigkeit, daß schließlich das Psalmodisch-Vangweilige das Würdig-Grustige weit überwog. Die Sopransoli waren Frau Herzog anvertraut, die stets vortreffliche musikalische Wirkungen erzielt und niemals Proben einer poetischen Gestaltungsgabe liefert. Gefeilten Ziergefang, dem jedoch vollkommen eine dramatische Seele fehlte, ließ der Bassist Herr v. Milde hören, während die Altistin Seller-Wolter und der Baritonist Hermann Gura sich durch eine leineswegs unansehnliche Gesangstechnik bemerkbar machten. Mit lebendigem Schwünge und bewundernswerther Sicherheit in der Bewältigung der Polyphonien führte der philharmonische Chor seine gewaltige, dankbare und schwierige Aufgabe durch. Den Wiener Konzertsänger Dr. Felix Kraus ließ sein Piederer-erfahren in der Singakademie als ersten und ausgereiften Künstler erscheinen. Er sang Schubert, Schumann und Brahms mit Größe und Jamerlichkeit der Empfindung, ohne anmaßende Kleinlichkeiten der Mimancierung und mit metalliger, unverwechlicher Bassbariton-Stimme. Für Schubert's seltsam zerrissene Komposition des Schiller'schen „Lanzer“ wußte auch die hingebende Interpretation des Herrn Dr. Kraus nur geringe Theilnahme zu erwecken. — Mit einem an Volumen geringem, aber mit künstlerischem Ernst erzogenen Organe sang Fräulein Adela Hermann in der Singakademie Pieder von Handel, Mozart, Cornelius und Brahms, die in den üblichen Gesangsprogrammen nicht allzu oft enthalten sind. Es sprach aus ihren Vorträgen mehr als landläufiger Geschmac und mehr als die gezeigte Geistesfreiheit moderner Konzertsänges, aus welchem meist viel Selbstgefälligkeit und wenig Ehrfurcht vor der Musik klingt. — Mit der meisterhaften Durchführung des G-moll-Konzertes von Bruch erzielte die jugendliche Geigerin Laura Helbling in der Singakademie einen ungewöhnlichen und, was mehr sagen will, sehr verdienten Erfolg. Eine wahrhaft musikalische Natur gab da ihr Eigenstes wieder und stellte mit warmem, großem Tone, mit hindernisloser Technik und freier, unverkümmerter Auffassung das Werk ins rechte Licht. Als Partnerin hatte die Künstlerin Fräulein Anna Corver gewählt, eine Sopranistin, deren sympathische Stimmittel besonders aus drei schlichten, vollliederartigen Gesängen von G. van Eyken viele diekete Feinheiten hervorholten. — Im BechsteinSaale ver-triperten eine sehr, sehr junge Geigerin, Frä. Adelheid Nissen, und der Pianist Ferrer die geschmeidige und überflüssige Mittel-mäßigkeit. Es liegt wenig Achtung vor dem Publikum darin, wenn man dessen künstlerische Ansprüche so tief einschätzt, daß halbes technisches und geistiges Vermögen zu seiner Befriedigung hin-reichend scheinen. Muß denn der Ehrgeiz jeden Unberufenen aus den vier Wänden aufs Podium jagen? — Im selben Saale gab Frä. Cecile Chamande, die Muse der modernen französischen Salonliter, einen gramjam langen Kompositionabend. Die Dame pro-duziert jedenfalls fleißiger, als es ihre einseitige, aus bizarre Effekte aus-gehende Begabung verträgt. Aus den unaufhörlich gesuchten Har-monien und den kleinen verkrüppelten Einfällen sehnte man sich mit



nervoller Unruhe nach einer korrekten Melodie, mochte sie sich auch trivial ausdrücken. Fräulein Chaminade servierte drei volle Stunden ägende Gewürzgingredienzien, denen selbst die widerstandsfähigste Musiknatur unterliegen mußte.

### Kunstgewerbe.

— Ein Friesz aus Porzellan. Der Generalkommissar der Pariser Weltausstellung von 1900 hat bezüglich des großen Frieses, der den größeren der beiden Kunstpaläste in der Champs-Élysées schmücken soll, Maßnahmen getroffen. Die Zeichnungen dafür wurden von dem Institutsmitgliede Josef Blanc angefertigt. Sie stellen eine Kunstgeschichte aller Zeiten dar und sollen nun von der Porzellanmanufaktur in Sèvres in Porzellan ausgeführt werden. —

### Geographisches.

ie. Key West. Mancher Leser wird sich fragen, in welcher Verbindung er diesen Namen doch in letzter Zeit hat nennen hören. Seit drei Jahren findet er häufige Erwähnung in der Tagesgeschichte als derjenige Platz, von dem die nordamerikanischen Präkursor-Schaaren nach Kuba abgingen zur Unterstützung der dortigen Aufständischen. Den Namen Key West trägt die westlichste unter den bewohnbaren Inseln der Pine Islands im Golfe von Mexiko, westlich von der Südspitze von Florida, und die auf der Insel liegende Stadt, eigentlich Key West-City, auf der Nordseite gelegen. Die Insel besteht aus Korallenbänken und hat eine Größe von etwa 9 mal 3 Kilometer, sie ist sehr niedrig, so daß sich die höchsten Punkte nur 5 bis 6 Meter über den mittleren Meeresspiegel erheben. Wie der Name anzeigt, ist die Insel eben nur ein Key (Bai) oder ein Korallenriff. Der Name mit dieser Bedeutung ist übrigens nur zufällig entstanden und ist eine Verdrängung des spanischen Namens Cayo Hueso (Knochenkopf), der der Insel wegen der an den Kopf eines Schinentknochens erinnernden Form gegeben sein soll. Key West ist berühmt wegen seines gesunden und angenehmen Klimas, es hat eine mittlere Jahrestemperatur von 24 Grad Celsius und im Sommer nicht über 28, im Winter nicht unter 21 Grad. Der Boden ist mit Kokos und anderen Palmen bedeckt. Die Stadt ist sowohl nach Bevölkerungszahl als nach Verkehr die bedeutendste des Staates Florida. Sie hat etwa 12000 Einwohner und besitzt einen Hafen, der einer der größten Marinestationen der Vereinigten Staaten ist und Schiffe von 7-8 Meter Tiefgang aufnehmen kann. Der Hafen hat zweimal im Monat Dampferverbindung nach Baltimore, New-Orleans und Havana und in weniger regelmäßigen Abständen mit verschiedenen anderen Häfen des mexikanischen Golfes. Zu diesem ständigen Schiffsverkehr kommt zu gewissen Zeiten noch die Versammlung der amerikanischen Kriegsflotte. Von Industrie ist besonders die Fabrikation von Zigarren und Zigaretten bedeutend, außerdem gewinnt man Salz durch Verdampfen von Seewasser an der Sonne. Unter der Fischerei steht besonders die Erbeutung von Schwämmen und sogenannten grünen Schildkröten, die wegen ihres feinen Geschmacks hoch bezahlt werden, in Blüte. Der Strand der Insel ist sehr gefährlich, und infolgedessen ist der Rettungsdienst vollkommen zu einem Gewerbe geworden. Die Personen, welche sich diesem Berufe widmen, werden mit dem bedenklichen Namen Breckers (Strandräuber) bezeichnet. Während der Sezessionskriege blieb Key West beinahe in den Händen der föderativen Flotte und diente als Stützpunkt für die Blockade der Südstaaten. —

### Gesundheitspflege.

t. Woher stammt der unangenehme Geruch in offenen Wasserbehältern? Diese Frage wird von den Wasserbautechnikern als eine solche von hervorragender Wichtigkeit anerkannt, und ist natürlich auch für die Gesundheitspflege von Bedeutung. Man hat einen derartigen Geruch oft auf Zersetzung organischer Stoffe im Wasser geschoben, dies kann auch gelegentlich die Ursache sein, jedoch giebt es auch winzige Lebewesen, welche durch ihr Wachstum allein derartige Gerüche ausscheiden und der Oberfläche des Wassers mittheilen. Man kennt bereits eine lange Liste solcher Lebewesen, die übrigens auch den Geschmack des Wassers beeinträchtigen, es fehlt aber noch eine eingehende wissenschaftliche Untersuchung derselben. Nun haben zwei amerikanische Forscher, Jackson und Sims, in „Technology quarterly“ ihre Untersuchungen über eins dieser winzigen Lebewesen veröffentlicht, welches Anabaena circinalis heißt und zu den Blaualgen (Cyanophyceen) gehört. Diese winzige Alge wurde in zahlreichen Fällen gefunden, wo sich ein Wasserbehälter durch besonders unangenehmen moderigen Geruch auszeichnete. Nach den Experimenten, die mit diesen Organismen vorgenommen wurden, zeigte sich, daß dieselben während ihres Wachstums in einem bestimmten Stadium desselben gewisse chemische Verbindungen von der Natur essenzieller Öle ausscheiden, die einen scharfen widerlichen Geruch besitzen. Dieselbe Alge wird aber auch durch ihren Zerfall für die Eigenschaften des Wassers höchst unangenehm, indem sie Gase ausscheidet, die nicht nur beträchtliche Mengen von Stickstoff, sondern auch von Wasserstoff und von Schwefelverbindungen enthalten, auch der eigentümliche Schleim, der aus der Zersetzung dieser kleinen Pflänzchen entsteht, enthält viel Schwefel und außer-

dem Phosphor. Man wird sich jetzt nicht mehr darüber wundern, daß diese mikroskopischen Lebewesen bei einer Entwicklung derartiger Gase wie Wasserstoff, Schwefel- und Phosphorverbindungen ein von ihnen eingenommenes Wasser vollkommen verpesten können. Weitere Untersuchungen werden dann hoffentlich auch Anhaltspunkte ergeben für die Maßnahmen, durch die man sich gegen diese winzigen Feinde des Süßwassers zu schützen vermöchte. —

### Astronomisches.

—ss.— Ein räthselhafter Himmelskörper ist von dem besonders als Beobachter von veränderlichen Sternen bekannten Astronomen Espin an der Wollingham-Sternwarte in England beobachtet worden. Derselbe steht etwa einen Grad nördlich von der Mitte der Verbindungslinie zwischen den beiden Sternen Capella im Fuhrmann und Algernib im Perseus. Er hat elliptischen Umriss und gleicht eher einer dunklen Masse als einem Nebel. Espin beobachtete dasselbe am 16. Januar und an einigen folgenden Tagen. Es ist bei dieser Gelegenheit daran zu erinnern, daß sich auf Photographien der Milchstraße, die von dem deutschen Astronomen Wolf und dem amerikanischen Astronomen Barnard mit Fernröhren von kurzer Brennweite aufgenommen wurden und auf denen sich einige große Nebelmassen finden, auch einzelne merkwürdige baumförmig verästelte dunkle Regionen abgebildet haben, in denen die Astronomen das Vorhandensein irgend welcher lichtverschluckender Massen im Welttraume vermuteten. Die Entdeckung Espin's hat dieser Vermuthung neue Nahrung gegeben. —

### Humoristisches.

— Der Parvenu. Sie: „Was Du nur immer an mir zu mäken hast, Hannes! . . . Kehre doch vor Deiner eig'nen Thür!“ Er: „Sag' wenigstens: „Laß lehren!“ —

— Der verkaunte Dreifiser. Bauer: „Feh' weiß i' net; hab' i' so an Mordskrauch, oder sizen da wirkli' drei Nader droben?“ —

### Merkwürdlein.

Es ist kein Näslein ohne Dorn

Auch das Rhinoceroslein hat auf dem Näslein ein Horn. — „Flieg. Bl.“

### Vermischtes vom Tage.

— Bei der Aushebung in Besselburen fand sich, daß bei einem der jungen Leute das Herz auf der rechten Seite lag. Der Bursche hatte davon gar nichts gewußt. —

— In Liegenhof sind die Pferde eines mit Hochzeitsgästen besetzten Wagens durchgegangen. Das Gefährt stürzte in einen Graben. Eine Besitzersfrau wurde getödet, eine andere lebensgefährlich verletzt. Ein Arzt und der Gemann der ungelommenen Frau erlitten leichte Verletzungen. —

— Aus Scheu vor der Schule sprang ein 14jähriger Knabe in Elberfeld aus dem Fenster, als ihn der Schutzbener, wie schon oft, zur Schule holen wollte. Er erlitt so schwere Verletzungen, daß er im Laufe des Tages starb. —

— In Kaiserlautern verstarb der vierzehnjährige Sohn eines Schneiders an Gift, das ihm seine Stiefmutter eingegeben hatte. Zwei andere Söhne konnten noch vom Arzte gerettet werden. —

— Ein junger Bursche in Vadua (Ungarn) ermordete seinen eigenen Großvater. Er hatte diesem tödliche Mache geschworen, weil er durch die von ihm erlittenen Mißhandlungen in den Kinderjahren epileptisch geworden war. —

— Ein katholischer Pfarrer aus Lenningen wurde von der Straßammer in Lugenburg wegen Beleidigung (unter Verletzung des Weichgeheimnisses) zu 14 Tagen Gefängnis und einer Geldstrafe verurtheilt. Er hatte in einer Predigt erzählt, ein näher bezeichnetes junges Mädchen aus dem Dorf habe sich vor ihm im Beichtstuhl einer Sittenverletzung bezichtigt, die er dann mit allen Einzelheiten beschrieb. —

— In der holländischen Gemeinde Bellingwolde lebte seit ca. 30 Jahren ein Mann „unter der Erde“. Seine Höhle war ein Loch im Boden, nicht größer, als daß ungefähr 25 Hektoliter Kartoffeln darin Platz gefunden hätten; sie hatte nur eine Öffnung. Der Einsiedler ist jetzt im Alter von 70 Jahren gestorben. —

— Nach einer Meldung aus Brüssel soll der belgische Aviso „Stadt Antwerpen“ mit 67 Mann untergegangen sein. —

— Der Bundesrath in Bern genehmigte den Ankauf der Liegenschaften in Windisch, auf denen sich das römische Amphitheater von Windonissa befindet. —

— Acht berühmte Radfahrer mußten in Frankreich als untauglich zum Militärdienst erklärt oder zurückgestellt werden; vier wegen Herzkrankheit, einer wegen einer Weinverletzung, drei, darunter der „Weltchampion“ Bourrillon, wegen schlechter und schwacher Konstitution. —

— Der Achtundvierziger Karl von Rotteck ist in New-York gestorben. —